

„Hevel“

Uraufführung

Komposition für Tenor, Bassklarinette, Cello und Kontrabass

zum Buch „Qohelet“ (Prediger)

Komponist: *Lukas Langlotz*

Gesang und hebräische Lesung: *Marcel Lang*

Poesie und Interpretationen: *Nico Rubeli-Guthauser*

Mittwoch, 24. Januar 2001, 19.30 Uhr

Kantonsmuseum Baselland, Zeughausplatz 28, Liestal

mit Exponaten des Jüdischen Museums der Schweiz

im Rahmen des „Europäischen Musikmonats“

Leitung des Patronats: Matthias Bamert

Hevel

I

Reden „Versammlers“, Sohns Dawids, Königs in Jerusalem.

Dunst der Dünste, spricht Versammler, Dunst der Dünste, alles ist Dunst.

Welchen Vorteil hat der Mensch von all seiner Mühe,
damit er sich abmüht unter der Sonne?

Ein Geschlecht geht, ein Geschlecht kommt, und die Erste steht in Weltzeit.

Strahlt die Sonne auf, kommt die Sonne hinab,
sie strebt zu ihrem Ort,
dort verstrahlt sie.

Nach dem Süden geht,
nach dem Norden kreist,
kreist und kreist und geht der Wind,
in seinen Kreisen kehrt der Wind.

Alle Bäche gehen zum Meer
Und das Meer ist keinmal voll,
an den Ort, dahin die Bäche gehen,
dorthin kehren sie sich zum Weitergeh'n.

Ermüdend sind alle beredbaren Dinge,
niemand kann sie zu Rede machen.

Nicht sättigt sich das Auge am Sehn,
nicht füllt sich das Ohr mit Hören.

Was im Sein war, ist was sein wird,
und was man tat, ist was man tun wird,
keinerlei Neues unter der Sonne!

West ein Ding, davon einer spricht:

„Sieh dieses an, das ist neu“,
längs ists gewesen, in der Weltdauer,
die vor uns gewesen ist.

Kein Gedenken ist für die Frühen,
und auch für die Späten, die sein werden,
für sie wird kein Gedenken sein
bei denen, die spätest dasein werden.

(Qohelet 1,1-1,11; verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz
Rosenzweig)

Die Reden des Versammlers, wie Martin Buber ihn nennt, die Reden des Predigers „Qohelet“ drücken aus, wovor wir uns gerne flüchten. Das Tun wird zur Flucht davon, wovor wir uns gar nicht flüchten können, dem Leben, das auch sterben heisst, und

heute, wenn wir vom Vergehen, von der Vergänglichkeit von Glück und Sinn sprechen, leben wir. Nebeneinander und aneinander gestuhlt sitzen wir – was uns verbindet ist Hevel, der Hauch, den Martin Buber Dunst nennt.

Wir bräuchten keinen Dunst zu haben, und merkten dennoch: was gestern noch leuchtete, uns bebend den Atem erfüllen liess, ist morgen vorbei: die Geliebte geht, der Geliebte stirbt, das Leben geht weiter; Tod kehrt ein, Gutes vergeht – und wir leben und haschen danach, wovon wir so oft lieber gar nicht reden.

Im Herbst – die Bäume sterben nicht ob der Kälte – sie ziehen vorher ihren Saft zusammen. Wenn sie ihre Früchte abgeworfen haben, verfärben sich ihre Blätter – fallen und dorren – der Saft, den der Baum zurückzieht, lässt die Kälte ruhig frieren, er überwintert, weil er dem Winter zuvorkommt und erst im Frühling wieder sprosst.

Im Herbst geniessen Menschen die Süsse der Früchte, die Farben und den neuen Wein. Lebenslust und -freude – vor dem Vergehen. Sukkot, das Laubhüttenfest wird gefeiert – nach einem der vielen Winter des Judenhass', als Juden wieder in Basel Häuser beleben durften, feierte Familie Moses Ulmann in der Kanne in der Basler Spalenvorstadt ihr Laubhüttenfest: Hieronymus Hess malte 1831 das Bild. Laubhütten auf Balkonen und in Gärten lassen Basel die jüdische Festfreude des Laubhüttenfestes Sukkot neu erleben – die Früchte geniessen und die Kälte von Herbst und Vorwinter erspüren. Am 8. Tag wird das Buch Qohelet in der synagogalen Liturgie gelesen, das Buch des Predigers oder „Versammlers“, wie ihn Martin Buber nennt, weil Qahal, die Menschenmenge oder Versammlung, in seinem Namen „Qohelet“ anklingt – sein Haschen nach Wind versammelt uns heute, das „Packen von Hevel“ holt uns ein. Dunst der Dünste.

Die zum Lulav, dem Pflanzenwedel zusammengebundenen Palmen, Myrte und Weiden lassen es erahnen, es gibt Menschenfristen, wo wir gut handeln und schlecht denken, Momente, wo wir schlecht handeln und gut denken, aber auch das Glück, wenn gutes Denken und gutes Handeln sich treffen. Und alle, sind wir fest verbunden und verpackt, Diebe im Frack und Könige im Bettlerkleid – alle Menschen brauchen wir einander, um zu leben – und alle Menschen sterben.

Von meinem Lehrer Rav Michel Birnbaum habe ich gelernt, dass der Rabbi de Ischbiz den Etrog deutete, die Zitronenfrucht, die zu den verbundenen Palmen, Myrte- und Weidenzweiglein an diesem Fest gehört: der Etrog wird nicht klar definiert; in der Tora entdecken wir, dass es die Prachtfrucht, „Pri haHadar“, ist. Die Rinde des Etrogs trägt noch den Geschmack der Frucht. Die Bäume wurden von Gott als Fruchtbäume geschaffen. Als sie das erste Mal Frucht brachten, waren es nur noch Bäume, die nicht mehr den Geschmack der Frucht in ihrer Rinde trugen: der Apfel riecht nach Apfel, die Birne riecht nach Birne, aber die Rinde der Bäume riecht nach Holz, Moos und Maden, nicht mehr nach Frucht. Innen und Aussen ist getrennt. Wir bringen Früchte – aber der Geschmack unseres Wesens, unser zutiefst Inneres riecht nicht mehr danach, was wir reden und tun – wir haschen nach Wind – unser Inneres bleibt verschwiegen und verborgen – wir leben und haschen danach, wovon wir so oft lieber gar nicht reden.

Synagogale Lesung aus Qohelet 1,1-1,11



Für alles ist eine Zeit,
eine Frist für alles Anliegen unter dem Himmel:
eine Frist fürs Geborenwerden
und eine Frist fürs Sterben,
eine Frist fürs Pflanzen
und eine Frist fürs Entwurzeln des Gepflanzten,
eine Frist fürs Erschlagen
und eine Frist fürs Heilen,
eine Frist fürs Niederbrechen
und eine Frist fürs Erbauen,
eine Frist fürs Weinen
und eine Frist fürs Lachen,
eine Frist fürs Klagen
und eine Frist fürs Tanzen,
eine Frist fürs Steinewerfen
und eine Frist fürs Steinestapeln,
eine Frist fürs Umschlingen
und eine Frist, von Umschlingungen sich fernzuhalten,
eine Frist fürs Suchen
und eine Frist fürs Verlorengedenken,
eine Frist fürs Bewahren
und eine Frist fürs Verschleudern,
eine Frist fürs Aufreißen
und eine Frist fürs Vernähen,
eine Frist fürs Schweigen
und eine Frist fürs Reden,
eine Frist fürs Lieben
und eine Frist fürs Hassen,
eine Frist des Kriegs
und eine Frist des Friedens.
Was ist da der Vorteil dessen, der tut,
bei dem, womit er sich abmüht?

(Qohelet 3,1-3,8; verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig)

Fremd sein, zugeben, dass mein Gott das berühmteste Gerücht ist, das ich ablegen kann.

Versammle Dich im Text. Der Ton verdreht die Welt. Wenn sie kommen würde.

Die Poetin Gertrud Kolmar kennt das Leugnen. Und im Leugnen findet sie dazu, zuzugeben, dass sie darob, was sie früher belebte, einschläft. Was sie als Gott erfuhr, legt sich auf ihre Lider. Zöge ich mich nackt aus, legte die geschmacklose Rinde ab, würde ich entdecken, dass mir die Haut angewachsen ist, auch die Narben, die ich widerrief. Gertrud Kolmar lebte reifer und freier als ihre Zeit – und wurde ermordet mit all den andern, wahllos, sinnlos tot – und ihre Stimme spricht weiter, hascht danach, was wir ohne sie nicht wagen würden:

Die Leugnerin

Einst zog ich Gott mit meinen Kleidern ab.
Ich warf ihn hin. Er hing vom Stuhl herab,
Wo schmaler Florstrumpf um die Lehne rankte.
Wie lang schon, dass ich nicht mit ihm mehr zankte!

Den Wänden ward mein Antlitz zugekehrt.
In lockre Träume stieg ich unbeschwert;
Aus meinen Hüften brachen blaue Falter,
Mit nackter Sohle trat ich Staub und Alter.

Und als sich Wiesenlandschaft wirr verschob,
Ein Nachtmeer schauernd mich in Morgen hob,
Da griff ich Hemd und Kittel, Gurt und Kragen,
Fand nicht mehr Gott und dachte nicht an Fragen. –

Ich war allein und schluchzte, rief und rief
Und schrie. Doch Gott schrieb einen Herbstmondbrief.
Gott rollte Sterne aus dem Wunderknäuel.
Und mir am Bette kniet' ein blödes Scheuel.

Ich streute Lampenwärme, gelben Sand,
Es zuzudecken. Wühlte Tuch und Band,
Gott nachzuspähn. Bin müd in mich verkrochen.–
Gott lag sehr fest um meinen Stirnenknochen.

Er war mir angewachsen als die Haut.
Von Glut geschwächt, in Frösten aufgerauht.
Ganz fahl und wund gebeizt von bitteren Laugen.
Und fiel als Lid auf jedes meiner Augen.

(Gertrud Kolmar)

Synagogale Lesung aus Qohelet 3,1-3,8



Gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugend,
da noch die Tage des Übels nicht kamen
und anlangten die Jahre, da du sprichst:
„Ich habe kein Gefallen an ihnen“,
da noch nicht sich verfinsterte
Sonne und Licht,
Mond und Sterne,
und die Wolken kehrten wieder nach dem Regen.
Jenes Tags ists,
dass die Hüter des Hauses erzittern
und die starken Männer sich krümmen
und aufhören die Müllerinnen, denn zu wenige sinds,
und sich verfinstern jene, die zu den Luken hinaussehn,
und die Doppeltüren zur Gasse sich schliessen
und der Laut der Mühle sich senkt
und nur zu einem Vogellaut er sich noch hebt
und alle Maiden des Gesanges sich ducken
...
und der Mandelbaum blüht
und das Heupferd zur Last wird
und die Kaperfrucht birst
...
da noch nicht der silberne Strang gesprengt ward
und zerschellte der goldene Knauf
und der Eimer brach überm Strudel
und das Schöpfrad zerschellte in die Zisterne,
und rückkehrte der Staub an die Erde, gleichwie er war,
und der Geisthauch rückkehrte zu Gott, der ihn gab.
Dunst der Dünste, spricht der Versammler, alles ist Dunst.

(Qohelet 12,1-12,8; verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig)

Bin ich traurig ob all dem Nichtigen des Dunsts? Auf den Weg gesendet, bis es stockt: verlesen und verendet – leblos gerühmt.

Dan Pagis öffnet sich und schreibt Worte.

Worte

Nach einem langen Sommer des Schweigens kommt dieser durchwehte Morgen: jetzt kann ich wieder sprechen. Ich öffne das Fenster – und gleich ergreift mich der Wind und entreisst dem Mund meine Worte, wie eh und je.

Aber an diesem Morgen bin ich hartnäckig und beharre auf jedem meiner Worte. Ich widerrufe nur, was ich schwieg.

(Dan Pagis 1982)

Synagogale Lesung aus Qohelet 12.1-12.8

Nico Rubeli-Guthauser